

Von Gott sprechen in der Missbrauchskrise

Vor einiger Zeit machte ein Vorfall in der Diözese Münster bundesweit Schlagzeilen. Ein Pfarrer predigte über Vergebung und ermahnte die Gemeinde, man solle auch den priesterlichen Missbrauchstätern vergeben. Darauf standen mehrere Personen auf und verließen protestierend den Raum. Als derselbe Pfarrer einige Tage später im Fernsehen weitere Unsäglichkeiten über Missbrauchsoffer von sich gab, wurden ihm alle seelsorglichen Befugnisse entzogen.¹

Die protestierenden Personen wollten auch darauf aufmerksam machen, dass im Kirchenraum Missbrauchsoffer sitzen. In der Tat gehört es zur Erfahrung von Betroffenen, dass sie in Gottesdiensten ausgegrenzt werden, einfach indem vorausgesetzt wird, dass sie draußen sind. In einer Handreichung der Deutschen Bischofskonferenz ist dazu nachzulesen: *„Wenn in einer Seelsorgeeinheit mit ca. 7000 KatholikInnen 10% zum Sonntagsgottesdienst gehen, so sind unter ihnen statistisch ... 84 MitchristInnen, die zwischen 0 und 14 Jahren sexuellen Kindesmissbrauch erlebt haben. Nehmen wir die Frauen und Männer hinzu, die nach dem 14. Lebensjahr sexuelle Gewalt erlebt haben, so müssen wir damit rechnen, dass in jeder Versammlung von mehr als vier ChristInnen EIN Opfer sexueller Gewalt anwesend ist ... Opfer sexueller Gewalt achten meist sehr aufmerksam darauf, ob eine christliche Gemeinde sie ausgrenzt oder als zugehörig ansieht ... Eine Frau schreibt, die normalen Gottesdienstbesucher schauten immer auf Problemlagen außerhalb ihrer Kreise ... Ich warte darauf, dass in den Gottesdiensten zur Sprache kommt, dass Opfer von Kindesmissbrauch mitten in der Gemeinde sind.“*²

Von Gott in der Missbrauchskrise zu sprechen setzt voraus, das eigene Sprechen mit dem Ohr der anwesenden Betroffenen mitzuhören. Es geht gar nicht darum, in jeder Predigt das Thema „Missbrauch“ ausdrücklich anzusprechen. Das erwarten Betroffene nach

meiner Erfahrung auch nicht. Vielmehr geht es darum, von der Betroffenenperspektive aus die eigene Sprache und auch die Texte des Evangeliums und der Liturgie zu bedenken und zu durchdenken. Die Missbrauchskrise ist eine Chance, das Sprechen von Gott in der Kirche zu erneuern.

Vertrauen

Missbrauch ist Vertrauensmissbrauch. Für Täter mag ihre Tat im Rückblick ein abgeschlossenes Ereignis sein, für Betroffene ist sie das nicht. Die Schwierigkeit, erneut Vertrauen zu schenken, betrifft auch das Gottvertrauen. Das Vertrauen wurde geistlichen Personen entgegengebracht, die die Botschaft vom Guten Hirten Jesus, vom Schutz und Geborgenheit gebenden Vater im Himmel verkündeten. Umso tiefer sitzt bei den Betroffenen nun auch die Frage nach Gott. Die einen Hirten entpuppten sich als Wölfe, die anderen Hirten schlugen sich vor den Wölfen in die Büsche, und Gott ließ das alles zu. Selbst wenn im Kopf klar sein mag, dass die Botschaft vom Guten Hirten nicht deswegen falsch ist, weil sie in der Praxis in ihr Gegenteil verkehrt wurde, so gibt es doch die dunklen Stunden, in denen das Gottvertrauen höchstens noch als Frage überlebt: „*Mein Gott, warum hast du mich verlassen?*“ (Ps 22,2)

Betroffene sind deswegen besonders darauf angewiesen, dass ihnen Menschen in der Gemeinde entgegenkommen, die selbst etwas von dem Vertrauen in die Güte Gottes ausstrahlen. Das geschieht weniger durch Worte als durch Taten. Worte und Taten des Vertrauens müssen stimmen, also wirklich vorhandenes Gottvertrauen zum Ausdruck bringen, statt in taktischer Absicht gesprochen oder getan zu werden. Von Taktik, gerade auch von pastoraler Taktik haben Betroffene die Nase voll.

Vergebung

Betroffene leben oft mit dem Vorwurf, Tätern nicht vergeben zu können. Vor diesem Hintergrund horchen sie auf, wenn von Versöhnung, Feindesliebe und Barmherzigkeit die Rede ist. Sie neigen dazu, diese großen Worte als überfordernden Anspruch an sich selbst zu hören, und wehren sich dagegen.³ Täter hingegen empfinden oft

keine Schuld.⁴ Wenn eine unterkomplexe Predigt über Barmherzigkeit, Feindesliebe und Vergebung hinzukommt, drückt das Betroffene tiefer in ihr Dilemma hinein, das sie selbst nicht verschuldet haben. *„Werde ich schuldig, wenn ich nicht vergeben kann? Ist für mich als betroffene Person also in der Kirche kein Platz mehr?“*

Betroffene sind besonders darauf angewiesen, dass das Thema der Versöhnung und Vergebung so angesprochen wird, dass es ihre Not nicht verstärkt. Es muss klar sein: *„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun“* (Lk 23,34) darf ergänzt werden mit dem Zusatz: *„... ich kann es nicht.“* Gewaltopfer haben das Recht, die Täter ein Leben lang nicht mehr sehen und ihnen ein Leben lang nicht mehr die Hand reichen zu wollen. Ohnmacht sowie Grenzen des Könnens und Wollens dürfen sein. Feindesliebe wird schon dann praktiziert, wenn Betroffene auf Rache verzichten: *„Meinen Hass bekommt ihr nicht.“* (Antoine Leiris) Der Anspruch auf Gerechtigkeit ist damit nicht aufgehoben. Gott unterscheidet zwischen Opfern und Tätern (vgl. Mt 25,31-46). Die Spannung zwischen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, die aus dieser Unterscheidung folgt, darf unauflösbar bleiben, denn *„seine Barmherzigkeit ist nicht ungerecht und seine Gerechtigkeit nicht grausam.“* (Augustinus)

Opfer

Opfer meiden den Begriff „Opfer“. Im deutschen Sprachraum hat sich der Begriff „Betroffene“ eingebürgert. Zwar sind Betroffene im vollen Sinne des Wortes „victim“, also Gewaltopfer. Aber sie wollen nicht ein Leben lang auf diesen Status reduziert werden. Sie haben darüber hinaus neben ihrer „victim“-Erfahrung noch eine zweite Erfahrung gemacht: Nach der erfahrenen Gewalttat wurden sie „geopfert“, Opfer im Sinne von „sacrifice“. Es wurde ihnen zum Beispiel verboten, ihre Geschichte zu erzählen, um den Familienfrieden, das Ansehen der Gemeinde oder die berufliche Existenz des Täters nicht zu gefährden. Oder es wurde ein Deal mit ihnen gemacht, um sie im Schweigen zu halten. Oder sie haben mit sich selbst einen Deal gemacht, um überleben zu können.

„*Es ist besser, dass einer für alle stirbt, als dass alle zugrunde gehen.*“ (Joh 11,50) Dieses utilitaristische Kalkül des Kajaphas steht im Hintergrund des Todesurteils über Jesus. Einer wird für die Vielen geopfert. Hier beginnen dann auch die christologischen Verwicklungen: Jesus opfert sich auf für die Menschheit – wirklich? Und wenn ja: Warum? Wer verlangt dieses Opfer? Kajaphas? Aber der hat doch anderes im Sinn als Gott. Oder Gott selbst? Wäre es so, dann würde sich Gott also der Logik des Kajaphas anschließen? Was bedeutete dann „Liebe“, wenn der Vater aus Liebe zur Menschheit den Sohn „opfert“? Liebt er dann überhaupt noch den Sohn? Manche Betroffene kennen diese verquaste Theo-Logik von Tätern, die ihre sündige Tat als Akt einer größeren Liebe legitimieren, nach dem Motto: Wer liebt, darf auch sündigen.

Betroffene sind auf einen verantwortungsvollen Umgang mit der Opfersprache und Opfer-Theologie angewiesen. Jesus steht als Gekreuzigter, das heißt als Gewaltopfer im Mittelpunkt der christlichen Verkündigung (vgl. 1 Kor 2,2). Vorschnelle Identifikationen des Leids von Betroffenen mit dem Leiden Jesu sind jedoch nach beiden Seiten hin problematisch: Betroffene möchten nicht, dass die Leiderfahrung Jesu ihrer Leiderfahrung übergestülpt und so vereinnahmt wird, gar für ein „Leiden mit Jesus“, das dann so auch noch einen heilbringenden Sinn erhalten soll. Und was Jesus betrifft: Sein Kreuzestod ist Konsequenz seines Lebens und seiner Botschaft. Damit ist er zwar nicht schuld an der Gewalt, die ihm entgegenschlägt – an der sind die Gewalttäter schuld –, aber es steckt in seiner Geschichte zugleich ein positiver Aspekt, ein Ja Jesu zu seinem Leben und zu seiner Botschaft, gerade weil er die Konsequenz ganz annimmt, bis hin zu Folter und Tod. So wird Jesu Tod, besser: die Annahme der Konsequenz aus seinem Leben, zu dem er gesandt wurde, ein Akt der Hingabe für das Leben. Das alles kann man aber nicht von der Erfahrung sagen, die Betroffene gemacht haben. Sie hätten gute Hirten gebraucht, die ihr Leben für sie riskieren, um die Herde zu schützen, und fanden sie nicht.

Macht

Sexueller Missbrauch ist Machtmissbrauch. Wenn Macht mit Berufung auf einen besonderen theologischen Status missbraucht wird, ist das ein Verstoß gegen das erste Gebot: „*Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes nicht missbrauchen.*“ (Ex 20,4) Mit der Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf ist ein grundlegendes Machtgefälle ausgesagt. Ohne Gott ist alles den Mächten des Chaos ausgeliefert. Missbrauch durch Priester wird von den Betroffenen als Vollstreckung spiritueller Macht an ihnen erlebt, da diese ja im „Namen des Herrn“ agieren. (In Wahrheit wird diese Macht natürlich nur usurpiert.) Priester sind der Liturgie zugeordnet. Sie verfügen darin über eine spezifische Vollmacht: „*Oh, wie groß ist der Priester! ... Gott gehorcht ihm: Er spricht zwei Sätze aus, und auf sein Wort hin steigt der Herr vom Himmel herab und schließt sich in eine kleine Hostie ein ...*“⁵ Diese Konsekrationsvollmacht strahlt auf die Figur des Priesters insgesamt zurück, auch außerhalb von liturgischen Zusammenhängen, im pastoralen Alltag.

Zwar fängt fast jedes Gebet in der Kirche mit der Formulierung „Allmächtiger Gott“ an, aber trotzdem wird in der Kirche ungern von Macht gesprochen, dafür umso lieber von Dienst. Nun kritisiert das Evangelium zwar die Mächtigen, „*die ihre Macht missbrauchen*“, und streicht den Dienstcharakter von Machtausübung im Reich Gottes dagegen heraus (vgl. Mt 20,25). Aber damit ist die Kategorie der Macht gerade nicht verschwunden. Jesus spricht mit „Vollmacht“, er überträgt Vollmacht an die Seinen, er besiegt in der Auferstehung die Mächte des Todes mit seiner „*Macht der Auferstehung*“ (Phil 3,10). Sein Dienst ist ein notwendiger Dienst, den man nicht ohne gravierende Folgen ablehnen kann (vgl. Joh 13,8). Es gibt kein Entrinnen aus dem Thema der Macht, auch nicht mit dem Wechsel auf Dienst-Vokabular. Im Gegenteil: Es ist besonders jämmerlich, wenn Machtinhaber behaupten, sie hätten keine Macht, und sich so vor ihrer Verantwortung drücken.

Für Betroffene ist es wichtig, dass die Kategorie der Macht in theologischen und kirchlichen Zusammenhängen nicht verschleiert

wird, gerade nicht in den bestehenden fürsorglichen und schutzbedürftigen Beziehungen (Hirt-Schaf: Eltern-Kind, Seelsorger-Seele, Arzt-Patient). Sie erwarten, dass Verantwortung übernommen wird. Menschen, die Erfahrungen mit Machtmissbrauch gemacht haben, ist nicht geholfen, wenn unausweichlich bestehende Machtgefälle – von anderen Machtgefällen ist hier nicht die Rede – hinter fundamental-machtkritischer Sprache bloß verschleiert werden. Das tun ja auch gerade Täter, wenn sie von „Liebe“, „Freundschaft“ und „Augenhöhe“ sprechen, wo eigentlich Verantwortung in einer asymmetrischen Beziehung dran ist.⁶ Ebenso besteht das Problem der Hirten, die sich vor den Wölfen in die Büsche schlagen, nicht darin, dass sie eine Machtposition innehaben, sondern dass sie diese nicht nutzen, um die Schafe zu schützen. Zu Gott jedenfalls darf gerade auch nach der Erfahrung von Machtmissbrauch gerufen werden: *„Du Hirte Israels, höre! Biete deine Macht auf und komm uns zu Hilfe!“* (Ps 80,2f)

Familie

Der Ort, an dem Missbrauch am häufigsten geschieht, ist bekanntlich die Familie. Zugleich ist das Thema Familie kirchlich besetzt als idealer Ort der Geborgenheit und der geordneten Lebensverhältnisse. Die „heilige Familie“ aus Maria, Josef und Jesus, die bei näherem Hinsehen allerdings nicht den Maßstäben einer normalen, bürgerlichen Familie entspricht, fungiert als Vorbild für christliche Familien. Tauffeiern werden als Familienveranstaltungen gefeiert, oft genug mit Predigern, die bei dieser Gelegenheit die Fruchtbarkeit zelebrieren: „Kinder sind unsere Zukunft!“ Ausgeschlossen sind damit nicht nur die Alleinstehenden und Kinderlosen, sondern auch diejenigen, die gerade nicht aus intakten Familienverhältnissen kommen, und die Familie schlimmstenfalls als Ort der Gewalt erlebt haben.

Im Gottesdienst werden die anwesenden Gläubigen als „Brüder und Schwestern“ angesprochen. Sie gehören zu einer Familie, deren Vater im Himmel ist, und deren erstgeborener Bruder Jesus heißt. Jesu Praxis der universalen Geschwisterlichkeit führte zu einem ge-

fährlichen Konflikt mit der Herkunftsfamilie, die ihm mit Gewalt drohte (Mk 3,21), weil der störrische Sohn den Vorrang der Herkunftsfamilie für seine sozialen Beziehungen nicht anerkannte (Mk 3,33f). Mit der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen versagte er seinen Pflichtbeitrag zur Reproduktion des Clans. Die zahlenmäßig riesige Gruppe der „Armen und Sünder“, der er sich zuwandte, bestand zu wesentlichen Teilen aus Menschen, die aus Clanzusammenhängen herausfielen und deswegen weder sozial gesichert noch gesellschaftlich anerkannt waren.

Nun soll hier nicht bestritten werden, dass eine gute, Schutz und Geborgenheit gebende Familie ein hohes Gut darstellt – und dass es aus vielen Gründen sinnvoll bleibt, wenn die kirchliche Soziallehre im Sinne des Subsidiaritätsprinzips die Rechte der Familie gegen übergriffige Ansprüche der Gesellschaft und des Staates verteidigt. Doch es handelt sich dabei letztlich nicht um ein spezifisch christliches Thema. Betroffene sind jedenfalls darauf angewiesen, dass der kritische Rückblick auf die Herkunftsfamilie in der Gemeinde zugelassen ist, dass das prekäre Verhältnis Jesu zu seiner Herkunftsfamilie zur Sprache kommt und dass sie in der Gemeinde neue Brüder und Schwestern finden.

Nähe

Beziehungen in Familien sind besonders durch körperliche und emotionale Nähe gekennzeichnet. Missbrauch geschieht in Nah-Verhältnissen. Das unterscheidet den Missbrauchstäter, der aus dem Nah-Verhältnis kommt, vom Vergewaltiger, der als Fremder von außen in das System eindringt. Spezifisch kirchliche Nähe-Verhältnisse sind Orte wie der Beichtstuhl, Gelegenheiten wie seelsorgliche Gespräche, Übergangszeiten wie Geburt, Hochzeit, Krankheit und Tod, rituelle Handlungen wie die Kommunion, die Salbung, der Segen oder der Friedensgruß in der Gemeinde. Gott sucht die Nähe zur Menschheit, gerade auch die physische Nähe der Menschwerdung. Die physische Nähe Gottes zum Menschen, beginnend mit dem Säugling in Bethlehem im Schoß der Mutter, ist nicht bloß ein Einstieg, um später etwas „Geistiges“ sagen zu können, sondern die kör-

perliche Nähe selbst ist ein „Sagen“. Sie ist das Evangelium, bevor es gepredigt wird. Gott spricht durch größtmögliche Nähe.

Die physische Nähe des menschengewordenen Gotteswortes (vgl. Joh 1,1) hört nicht mit Tod und Auferstehung Jesu auf. Es bleibt mehr da als nur die Botschaft und die Biographie eines prophetischen Gottes-Sohnes, die in kanonischen Schriften festgehalten ist. Vielmehr ist nach katholischem Verständnis die Kirche selbst *„in einer nicht unbedeutenden Analogie dem Mysterium des fleischgewordenen Wortes ähnlich. Wie nämlich die angenommene menschliche Natur dem göttlichen Wort als lebendiges, ihm unlöslich geeintes Heilsorgan dient, so dient auf eine ähnliche Weise das gesellschaftliche Gefüge der Kirche dem Geist Christi, der es belebt.“*⁷ Die Kirche repräsentiert also gerade in ihrer sozialen Realität, in ihrer Leiblichkeit die physische Nähe Christi mitten in der Welt.



Opfern missbrauchter Nähe wird häufig mögliche, heilsame Nähe vorenthalten

Betroffene machen in einer verunsicherten Kirche die Erfahrung, auf Abstand gehalten zu werden, beziehungsweise dass die Kirche ihre eigenen Möglichkeiten zu herzlicher Begegnung und Nähe selbst unter Verdacht stellt – oft mit dem Zusatz gerade bei Klerikern, sie stünden unter Generalverdacht und wollten deswegen auf Abstand gehen, um keine Anzeige an der Backe zu haben, falls sie einer Person zu nahe gekommen sein sollten. Betroffene sehen sich dann in einer Beziehungsfalle in ihrem Verhältnis zur Kirche: Weil sie Opfer missbrauchter Nähe wurden, wird ihnen nun mögliche, heilsame Nähe vorenthalten – so berichten es mir jedenfalls jene Betroffenen, die sich in der Kirche Erfahrungen von Nähe auf Augenhöhe wünschen.⁸

Generalverdächtigung von Nähe ist die falsche Antwort auf den Missbrauch von Nähe. Kleriker, die (angebliche oder tatsächliche) Generalverdächtigung internalisieren, sind das Pendant zu Betroffenen, die ihre eigenen Nähe-Bedürfnisse verdächtigen, da sie von Tätern die Botschaft mit ins Leben nehmen mussten, sie seien selbst Schuld am Missbrauch, weil sie so sehr bei ihnen nach Nähe gesucht hätten. So kommt keine Beziehung zustande. Diese Schuldzuweisung ist zu entmachten, damit die legitime Sehnsucht nach Nähe, Augenhöhe und Begegnung wieder zum Zuge kommen kann. Es gibt ein Leben nach dem Missbrauch. Die Sehnsucht nach Nähe ist schließlich auch die Sehnsucht Christi: „*Mit großer Sehnsucht habe ich mich danach gesehnt, das Paschalamm mit euch zu essen.*“ (Lk 22,15) Mit der Missbrauchserfahrung im Rücken lassen sich die Geister besser unterscheiden: Achtsame Nähe von unachtsamer Nähe achtsame Distanz von unachtsamer Distanz Distanz, die Nähe ermöglicht, von Distanz, die mit Gewalt zurückstößt Nähe, die Distanz zulässt, von Nähe, die keine Distanzen erträgt. Das ist dann auch geradezu ein Programm, um angemessen von Gott zu sprechen – und von Christus als dem Urbild des achtsam kommunizierenden Menschen.

Sprache stößt hier an ihre Grenze. Das Paradox bringt die Spannungseinheit von Nähe und Distanz gerade in der Rede von Gott am besten zum Ausdruck: „*Deus interior intimo meo, superior summo*

meo: Gott, innerlicher (näher) als mein Innerstes (Nächstes) und zugleich höher (ferner) als mein Höchstes (Fernstes).“ So formuliert es Augustinus. Oder anders, Ignatius von Loyola zugeschrieben: „Non coerceri maximo, sed tamen contineri minimo, divinum est.“ Nicht vom Größten (Mächtigsten) bezwungen werden, und dennoch im Kleinsten (Zartesten, Verletzlichsten) enthalten sein, das ist göttlich.

P. Klaus Mertes SJ, St. Blasien

- [1] Berichterstattung siehe katholisch.de, 9.7.2019
- [2] Erika Kerstner, Ökumenische Initiative gottes-suche.de, in: „Kinder haben Rechte“, Arbeitshilfe der DBK zum europäischen Tag zum Schutz von Kindern vor sexueller Ausbeutung und sexuellem Missbrauch am 18. November, 10/2016, S. 20
- [3] „Und dann wird mir im Gottesdienst noch Jesus vor Augen gestellt, der doch seinen Mördern verziehen habe. Das stimmt ja nicht, denn Jesus hat seinem Vater im Himmel die Vergebung anvertraut, aber es wird immer wieder so kolportiert. Und wenn ich das Vaterunser so verstehe, wie es meist verstanden wird, dann scheint Gott einer zu sein, der mir nur in dem Maße vergibt, wie ich vergebe. Was ist das für ein Gott, der meinen Missbrauch zugelassen hat, und der mich jetzt von jeglicher Vergebung auszuschließen scheint, weil ich nicht vergeben kann?“ Ebd., S. 21
- [4] Oder beichten sie und fühlen sich anschließend von der Schuld befreit.
- [5] Pfarrer von Ars, zitiert im Schreiben von Papst Benedikt XVI zum Beginn der Priesterjahres, 16.6.2009
- [6] MHG-Studien, depressiv-defizitärer Typ
- [7] *Lumen gentium*, 8
- [8] Betroffene sind nicht gleich Betroffene: Es gibt natürlich Betroffene, die allen Kontakt zu Kirche abbrechen und keine Nähe wollen. Das ist dann auch zu respektieren.

Ich glaube, der Missbrauch von Macht steckt in der DNA der Kirche.

Heiner Wilmer, Bischof von Hildesheim